

Erscheint monatlich.
Bezugspreis jährlich im
Münzfuß Blumenau 18000
außerhalb 18200.
Einzeln Nummer 100 Ms.

Der Hansabote

Die dreigefaltene Korpus-
zelle oder deren Raum
100 Netz.

Versendung:
G. Artur Kochler, Blumenau.

Herausgeber: Dr. Aldinger-Palmenhof.

Versendung in Deutschland: Geschäftsstelle
der Hans. Kol.-Ges. Hamburg, Hausahaus

Hammonia, Sonnabend, den 10. Oktober 1908.

(Blumenau, Santa Catharina Brasilien.)

In Santos und Sao Paulo.

(Schluß.)

In S. Paulo bilden die Kolonien einzelne wenige Stellen in einem Staate mit vorherrschendem Großgrundbesitz, dessen Herrschaften eine völlig internationale Arbeiterschaft halten, außer den Einheimischen, Aufobrasiliern und Negern viele Italienern, jetzt auch Japaner. In Santa Catharina ist der Kleingrundbesitz vorwiegend und die Kolonisten sind in größeren völkisch gleichartigen Gruppen angestiedelt. Schon das Landschaftsbild bringt den verschiedenen Charakter treffend zum Ausdruck. In S. Paulo weite Ausblicke über das ein- und gleichförmige Land; die Kolonistenhäuser im alten Brasilier-Stil reine Backsteinbauten; in Santa Catharina umfaßt der Blick selten mehr als einen Ausschnitt des Tales, aber mit jeder Windung des Tales eine andere Ansicht, jede Kolonie fast eine kleine Welt für sich, die der Besitzer je nach Gelände und Geschmack sich formt. Wenn nun vollends im Itajahy-Tale die begonnene Eisenbahn zugleich die energische Weiterentwicklung der Verkehrsmittel zu Wasser und zu Land zur Folge haben wird, daß der Verkehr ins Hinterland wie zum Meer immer leichter und billiger sich gestaltet, so braucht der Itajahy-Kolonist nicht gerade bänglich in die Zukunft zu sehen, auch wenn er nicht einem Staatswesen vom großen Zuschnitt S. Paulos angehört.

Zunächst freilich werde ich trotz der günstigen Beurteilung, die ich für die Kolonisation des Staates S. Paulo habe, jedem deutschen Volks- und Glaubensgenossen abraten, in diesen Staat zu gehen, solange die deutsche Propaganda durch eine Zeitung von Ton und Haltung der deutschen Zeitung von S. Paulo gemacht wird.

Doch wir sind in Campinas! Das Junil-Bäglein ist weg und wir treten aus dem Bahnhof. Sofort fällt Herrn Stieren eine große Halle neben dem Bahnhof ins Auge, wo die Firma Lightwood & Co. eine Menge landwirtschaftlicher Maschinen ausstellt. Dann gab es in der deutschen Familienpension der Frau Schmidt ein Frühstück, daß ein Blumenauer Dienstmädchen aufträgt. Es wollte mich bedünken, als ob das Mädchen, daß auf ihrer Fahrt in die weitere größere Welt nun nach Kapinas gekommen, nicht ohne Bewegung an die Stätte der frohen, unschuldigen Kindheit durch unser Erscheinen erinnert worden wäre. Nach der liebevollen Stärkung suchten wir nun den Ort der deutschen Schule und Kirche auf. Der frühere Pastor Zink, ein schwäbischer Landsmann, ist gegenwärtig in Juiz da Fora; ebenfalls wird Campinas jetzt von Rio Claro durch Herrn Pastor Adite bedient; die Schule führt der junge Herr Zink weiter, seine Ausbildung als Lehrer in Würtemberg, im lieblich gelegenen Dichtenstern erhalten hat. Wie tat sich doch, in der wosaischen Kamp- und Kaffeestadt, schon beim Namen Dichtenstern eine Fülle von Erinnerungen auf an die liebe schwäbische Heimat mit all ihren alten Burgen und Röstern, Städten und Dörfern, verherrlicht von Dichtung und Sage. Wohl meinte einst Goethe: Amerika du hast es besser, als unser Kontinent der alte, hast keine verfallenen Schlösser und keine Basalte!

Aber er kannte diekehrte nicht, die Armut an geschichtlichem Hintergrund im neuen Land! Mit schwäbischer Herzlichkeit und brasilischer Gastfreundschaft nahmen uns Herr Lehrer Zink und seine Frau auf. Zunächst kamen wir doch zu unserer Sonntags-Andacht in einem Kindergottesdienst, zu dem sich die Kinder eben einfanden und den für die Unterklasse Herr Zink, für die Oberklasse sein treuer und trefflicher Mitarbeiter Herr Ulbrich hielt. Darnach stand der Besuch einer Kaffee-Fazenda auf dem Programm. Wir hätten uns keinen besseren Führer wünschen können als Herrn Zink. Etwa eine Stunde vor der Stadt liegt ein großes Gut, Roleira, genannt, dessen Verwalter

Herr Cl. Holtmann ist. Die Fazenda umfaßt 2500 Morgen, davon ist etwa die Hälfte mit Kaffee bepflanzt. Wie die Soldaten in Reih und Glied genau ausgerichtet sind die Kaffeebäume in einem Abstand von 4 m gepflanzt; die Zwischenräume von Gras und Blättern ganz rein, da man vor der Ernte steht. 50 Familien, Italiener, sind auf dem Gute zur Versorgung des Kaffees, im Dienst. Für die übrige Land- und Viehwirtschaft sind einige schwarze und brasilische Familien da. Die in Sta. Catharina mitunter beobachtete Wipfeldürre und ungleiche Reife kommt auch in S. Paulo vor, zumal auf leichterem oder schon stark ausgenütem Boden. Den frischen, fetten Stand, welchen die Kaffeebäume zeigen, die ein Kolonist in Blumenau um sein Haus herum bei guter Pflege und Düngung zieht, können die Bäume einer nach Tausenden und Hunderttausenden zählenden Plantage wohl nicht zeigen. Ist der Kaffee gepflückt und eingefahren, so wird er ins sogenannte "Terreiro" gebracht, stufenförmig angelegten Wasserbehälter und Tennen, wo der Kaffee gewaschen und dann getrocknet wird. An das Terreiro schließt sich das Maschinenhaus, wo abgestampft, gereinigt und sortiert wird; im Lagerhaus findet er seinen Platz bis zur Versendung. Die niederen Preise und die höheren Löhne nötigen natürlich dazu, möglichst praktisch alles einzurichten; dies geschieht namentlich bei der Ernteaufbereitung. Das mehrfache Hacken und Pflücken erfolgt von Hand und erfordert stets zahlreiche Arbeitskräfte. Die Gebäude des Hofgutes, auch die Wohnung des Besitzers, sind meist einfach; man darf da keine Herrenhäuser und Schlösser in deutscher Art erwarten. Der brasilische Großgrundbesitzer verbringt seine Zeit lieber in der Stadt oder verwandelt seinen Ueberfluß zu Reisen nach Europa. Wir Besucher hatten nicht bloß viel Anregung durch das Gesehene, sondern wir verlebten auch einen höchst angenehmen Nachmittag im Hause des Herrn Verwalters, wo seine Gemahlin die liebenswürdige Wirtin machte, und Herr Zink am Piano bald heitere bald ernsthafte Weise ertönen ließ.

In der Frühe des nächsten Morgens kehrten wir nach S. Paulo zurück. Ueber diese Stadt selbst kann ich mich hier kurz fassen. Sie zeigt im Gepräge und Betriebe der Innenstadt, wie in den vornehm angelegten Avenidas der äußeren Umgebung die Art einer europäischen Großstadt. Auf einer Anhöhe über der Stadt zieht sich die Avenida Paulista, wo das Kaiserl. Kgl. Oest. Ungar. Konsulat liegt. Ich begrüßte dort kurz den Konsul, Herrn Ritter von Ockel, der sich sehr gern an seinen Aufenthalt in der Hanja zurückerinnerte, auch nach allem, was er weiterhin von Kolonien in Brasilien gesehen hat, vom Gedeihen der Hanja überzeugt ist. Auf seiner Kanzlei ist der junge Herr Schüller, in seinem Hause ein Mädchen aus der Hanja beschäftigt. Wie schon von der noch neuen Hanja, so spinnen sich auch von Blumenau her viele Fäden der Verbindung nach S. Paulo, das auch für das Itajahy-Tal gewissermaßen als das wirtschaftlich weiter entwickelte Vorderland dient. Man trifft daher nicht bloß Blumenauer Butter und Wurst in den Anzeigen der Lebensmittelgeschäfte, sondern auch manchen klangvollen Blumenauer Namen im öffentlichen Leben. Ich erinnere dabei nur an Herrn O. Friedenreich, bei dem ich in Haus und Familie einige angeregte Stunden verlebte. Ebenso freundlich wurde ich aufgenommen bei dem Antisbruder von S. Paulo, Herrn Pastor Telschendorf, der noch einen Teil seiner Zeit opferte, um als Führer in der welträumigen Stadt mich schneller an die gewöhnlichen Plätze zu bringen. Zu einem Besuch der der deutschen Schule reichte es nicht mehr, denn ich wollte mir noch gerne das Gimnaseum und dessen Betrieb näher beschäftigen. Es liegt im Vorort Braz, an der Bahnhöhe, so daß die Ankünfte unmittelfach aus den Zügen in die Berge übersteigen oder umgekehrt wieder weiterfahren können. Auch die Verzollung wird erst hier vorgenommen. Eine besondere Post-Telegraph

und Geldwechsel-Station befindet sich innerhalb der Umfassungs-Mauern. Die Zuwanderer werden am Tage nach der Ankunft erst zur Impfung geführt, dann in den Aufnahmestall, wo Name, Alter, Stand, Familienverhältnisse, Art der Anwerbung oder Einwanderung festgestellt bezw. verglichen werden, worauf die als Imigranten angenommenen für sich und ihre Familie Aufnahmearten bekommen, die zu einem 6-tägigen Verweilen in der Herberge berechneten. Kranke kommen in ein besonderes, sehr gut ausgestattetes Krankenhaus. 8 weite, lustige Hallen bilden die Schlafsäle, mit aufklappbaren Bettgestellen für die Ledigen im Hauptraum, mit Zelleinbauten für die Familien. Die Speisehalle enthält 80 Tische für je 10 Personen; eine modern eingerichtete Gasküche leitet die Beföstigung gut und leicht. In allen Räumen (auch an Bade- und Desinfektionsräumen fehlt es nicht) herrscht peinliche Sauberkeit. Es waren eben 800 Japaner, nicht bloß einzelne, sondern meist Familien, angekommen. Sie machten einen recht guten Eindruck, waren reinlich, sauber, gut gekleidet, vielfach in gelben Kfakt. Sie sahen ohne Frage äußerlich vorteilhafter aus als viele der ost- oder südeuropäischen Einwanderer. Mir scheint, als ob eine Herabdrückung der Löhne und Lebensbedingungen durch diese Leute nicht sehr zu befürchten ist. Dazu scheinen sie mir schon zu viel Kultur genossen zu haben.

An die Hospedaria angebaut ist die amtliche Geschäftsstelle für Kolonisation und Arbeits-Vermittlung, deren Vorraum ähnlich wie der der Inspectoria in Santos eingerichtet ist. Hier werden die Zugereisten unterrichtet über Arbeitsgelegenheiten, Orte der Kolonien u. dgl. Sie können nun Arbeitsverträge mit den Gutsbesitzern selbst oder durch Agenten schließen, sich für eine Kolonie entscheiden und werden dann an den Bestimmungsort frei befördert. Ueber alle Ankommenden und ihre Unterbringung wird genau Buch geführt; ihre Papiere werden in der Registratur aufbewahrt. Für zurückzubefördernde Kranke, Witwen und Waisen sind besondere Gassen vorgesehen. Es können 6000 Personen bequem untergebracht werden. Seit der Eröffnung im Jahre 1887 sind rund 1 Million Einwanderer durch die Herberge gegangen.

Ein junger deutscher Beamter der Hospedaria, Herr Wahnschaffe, war mir von der Direktion als Führer beigegeben worden. Er entledigte sich seiner Aufgabe in bester Weise. Es ist außer Zweifel, daß die Vorkehrungen der Staatsregierung von S. Paulo für Einführung von Kolonisten und Arbeitern ganz ausgezeichnet sind. Natürlich spielt die Zuführung und Vermittlung von Arbeitern die Hauptrolle. Man muß in dieser Hinsicht zum Vergleich etwa die Einführung von Sommerarbeitern aus Osteuropa nach Deutschland und die Arbeitervermittlungstellen der preussischen Landwirtschaftskammern herbeiziehen. Die diesseits und jenseits des Weltmeeres wohlorganisierte Fürsorge der Paulistauer Regierung für Arbeiterbeschaffung verdient dabei jegliche Anerkennung. Vom christlich-humanen Standpunkt aus darf man noch mit gutem Recht die Maßnahmen betonen, die zur Erhaltung der Gesundheit und zum Schutz gegen Ausbeutung getroffen sind.

Die als Kolonisten Zuwandernden bilden unter der Gesamtzahl nur einen verschwindenden Bruchteil. Die Vorbereitung und Verwaltung der jetzt neu angelegten Kolonien kostet der Regierung sicherlich viel Geld; dagegen kommt sie die Ueberführung vom Seehafen auf die Kolonie, was der Hans. Kol.-Ges. immer so teuer zu stehen kam, entschieden billig, da dies vom Seehafen aus mit der Bahn rasch und leicht erfolgen kann. Es wird einem hier aufs Neue klar, daß eine weitere Kolonisation des Itajahy-Tales mit dem Bau einer Bahn und einer besseren Regelung des Schiffsverkehrs aufs Engste zusammenhängt. Was hätte die Hans. Kol.-Ges. ersparen können, wenn sie so glatt vom Seehafen in die Kolonie befördern konnte, wie dies in S. Paulo der Fall ist? Hoffentlich wird dies in Zukunft auch am Itajahy der Fall sein. Für den in S. Paulo reisenden Württemberger ist es ein angenehmer Gedanke, zu wissen, daß der vor kurzem abgetretene Staatspräsident, Dr. Jorge Tibirica, der für den landwirtschaftlichen Fortschritt des Staates so viel getan hat, z. B. auch durch Gründung der landwirtschaftlichen Akademie Luz Queiroz, seine landwirtschaftlich-technische Ausbildung in Anstalten des schwäbisch-alemannischen Stammes erworben hat, sofern er auf der landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim bei Stuttgart studierte und auf dem Polytechnikum von Zürich doktorierte. Wie ich hörte, beweist der verdiente Staatsmann stets eine den Deutschen und der deutschen Kultur freundliche Gesinnung. Gerne hätte ich noch im Staatssekretariat für Ackerbau vorgeschlagen, und mich für verschiedene Zusendungen persönlich bedankt, aber die Zeit war abgelaufen und es galt, sich zur rechten Zeit wieder in Santos bez. auf der "Glenz" des Norddeutschen Lloyd einzufinden.

Nach und in Rio de Janeiro.

In Santos erreichte ich, wie schon erwähnt, den Dampfer des Norddeutschen Lloyd, Coblenz, wo schon eine kleine Kolonie „Hanseaten“ an Bord war, zu denen nun außer mir noch Leitharth mit 3 Papageien kam. Als ich den Dampfer betrat, begegnete ich gleich dem 1. Offizier, Herrn von Thülen, dessen Bekanntschaft ich nicht lange zuvor in Blumenau gemacht und schätzen gelernt hatte. Der Hanseatenbewohner empfindet nicht bloß allgemein ein deutsches Hochgefühl, wenn er die gewaltigen Bremer und Hamburger Schiffe in fremden Häfen die deutschen Farben führen sieht, er fühlt sich, obgleich Landmensch und Landmann, mit den seefahrenden Hanseaten noch besonders verbunden, denn die Kolonie Hanse ist ja hauptsächlich ein Unternehmen der großen Rheeder, schon die Namen der Kolonie, der Stadtplätze, verschiedener Flüsse weisen darauf hin, und unvergessen soll es bleiben, welche Mühen und Opfer man in Hamburg und Bremen es sich immer aufs Neue hat kosten lassen; ich erinnere nur an die Namen der Herren Generaldirektor Dr. Wiegand, Kommerzienrat Stolz, Generalbevollmächtigter Jöhr — um das Werk der Kolonisation der Hanse zu einem guten Ende hinauszuführen.

Wis die Coblenz die für ihren weiten und tiefen Leib allerdings nur geringe Last von 7000 Säcken Kaffee vollends geladen hatte, blieb mir noch Zeit zu einem Gang zu dem dicht hinter der Stadt sich erhebenden Berge Mont Serrat, mit einer Marienkapelle, wo viele wäckerne Hände und Füße den gläubigen Sinn derer, die dort anbeten, bezeugen. Es ist auch ein schöner Platz dort zum Schauen, nach unten und oben, über die Bucht und Stadt von Santos hin. Das eilige Getriebe und Gerassel bringt nicht herauf und die Seele kann sich sammeln und besinnen, daß nicht bloß Kaffee-Handeln, Fahren, Tragen und Verfrachten ihr einziger Lebenszweck ist.

Mit Genugthuung und Freude erfüllt es, zu sehen, daß für deutsche Bildung von Geist und Gemüt der heranwachsenden Jugend ein deutscher Schulverein ganz aus eigenen Mitteln, ohne Unterstützung von außen, sorgt und gesorgt hat, wozu, wie sich denken läßt, auf dem teuren Pflaster von Santos nicht unbedeutende Mittel gehören zu deren Aufbringung die großen Firmen wie Wille & Co., Berrenner Bülow & Co. in hochherziger Weise beitrugen. Die zweckmäßig eingerichtete, sauber gehaltene Schule war der Ferien wegen gerade geschlossen; ich hatte das Vergnügen, mit einem der Lehrer, Herrn Begold, kurz vor Abgang des Dampfers noch bekannt zu werden.

Als das Schiff Santos verlassen hatte, gingen die Wellen so hoch, daß sie weiß, Schaumköpfe oder Schäfchen hatten. Solange dies der Fall ist, kann ich wenigstens zu Anfang der Seereise, nicht begreifen, wie man in Deutschland je so töricht sein konnte, Kolonien über See zu gründen; dann vermünche ich den Zug nach dem Westen und schwärme für die Kolonisation in Osten, in Ungarn oder Rußland, wohin man in Wagen oder höchstens auf der Donau in einer „Ulmer Schachtel“ fuhr. Aber auch wenn sich die See und das Befinden gebessert haben, bleibt mir die Tatsache der langen Reise bez. der weiten Entfernung zwischen der alten Heimat und der südbrasilianischen Kolonie bedauerlich! Jetzt bin ich schon über einen Monat unterwegs und eben haben wir erst S. Vincente auf den kahlen Kapverdischen Inseln verlassen. Wie oft muß noch das Fähnchen auf der Schiffsreise-Karte vorwärts gesteckt werden, bis es endlich auf Bremen steht!

Doch in der Erzählung bin ich noch weiter zurück; da fahren wir erst an einem leider ganz bewölkten, nebeligen und regnerischen Tage in die weltberühmte Bucht von Rio de Janeiro ein. Den vollen Reiz entfaltet dieses Landschaftsbild doch erst unter strahlender Sonne; da mir diese Günst nicht ganz zu teil wurde, so fühle ich mich auch zu einer förmlichen Lobrede nicht verpflichtet. Außerdem hat der deutsche Schilderer doch wenig Aussicht auf Dank und Anerkennung. Denn wenn die Mutter Brasilien einmal prunken will mit den Schmeicheleien, die der Schönheit ihrer stattlichsten Tochter, der Hauptstadt, gesagt wurden, erlannt sie sich doch nur der Franzosen und Engländer und läßt auch eine so poetisch-erfüllte Schilderung wie z. B. die von Prof. Hensch, achlos bei Seite. Die Stadt Rio selbst war bis vor kurzem in dem, was Menschenhand in ihr geschaffen, den Reiz, den die Natur der umgebenden Landschaft verliehen hat, nicht recht ebenbürtig. Da hat unter dem vorigen Präsidenten Rodrigues Alves der Verkehrsminister, der S. Cathariner Kolonistensohn Dr. Lauro Müller zur Verschönerung der Stadt und Verbesserung des Gesundheitszustandes einen großzügigen Plan ausgeführt. Mitten durch die Stadt wurde, unter Niederreißung der bestehenden Häuser eine breite Straße gelegt, die Avenida Central, der entlang nun nicht mehr Geschäfts-

Häuser, sondern eher Geschäftspaläste stehen. Nicht die geringsten unter diesen sind die Gebäude der großen Zeitungen, obenan der Jornal do Commercio; es muß doch wohl das Zeitungs-gewerbe in Brasilien einen goldenen Boden haben. Paciencia! Wer weiß, was für ein Schloß einmal die Geburtsstätte des Hansaboten noch sein wird! Die Avenida Central stößt auf der dem Hafen abgewandten Seite wieder ans Meer, beim weiß-schimmernden Mouroe-Palast und von da ziehen sich kilometer-lange Stranbmauern, Straßen und Gartenanlagen bis zum schiefgetürmten Felsen des Zuckerhuts, auf die von höchster und steilster Felsenwand der Corcovado niederschaut.

In Rio hätte ich nun zunächst am liebsten Sr. Erz. Dr. Bauro Müller besucht, ihn von meiner Haushälterin, Frau Marie Hergert geb. Wolf, die einst die Schritte seiner Kindheit als Rindermädchen behütet hat, begrüßt und ihm erklärt, daß ich angelockt der Schöpfungen in der Hauptstadt nun begreife, warum kein Geld von Bundeswegen bis in unserer Hinter-länd von S. Catharina sich verirre, und daß es im Gegenteil nötig sei, daß eine arme, junge Kolonistengemeinde selbst Krustig und Altbede verzolle. Indes, dieser Plan war mir doch zu kühn und ich schloß mich lieber dem Lloyd-Agenten an, um bald darauf in der Avenida Central vor dem Hause Stolz zu stehen, das der Firma und ihrem Namen alle Ehre macht. Da ich lange Jahre der städtischen Kultur entwöhnt war, wollte mich fast ein Herz klopfen überkommen, als ich eintrat; aber als ich die Herren Angestellten in Hemdärmeln an ihrer Arbeit fleißig hinter den Kullen sah, da wurde ich schon dreister unter dem Anhauch des hier wehenden Arbeitsgeistes und es wurde mir vollends ganz wohl bei der Herrlichkeit und Freundlichkeit, mit der mich Herr Hans Stolz begrüßte und aufnahm. Schnell machte er mir für die kurze, zur Verfügung stehende Zeit einen Plan zurecht, nach dem ich die großen Avenidas, den Ausstel-lungsplatz und den botanischen Garten besichtigte.

Von der Ausstellung war ich schon enttäuscht, ehe ich sie gesehen hatte. Sie war ja auf die festgesetzte Zeit nicht fertig geworden. Ich konnte also weder die eigentliche Ausstellung sehen noch die Vergünstigung benutzen, mit halbem Preis bis Rio zu fahren. Der Platz liegt am Ende der großen, neuen Strandanlagen, in der Nähe des Zuckerhuts, zwischen Meer und Felsen und vereinigt den besonderen Reiz der Lage Riös auf engem Raume. Die Ausstellungsgebäude waren im Rohbau fast fertig; es herrschte ein äußerst geschäftiges Leben. Die großen und reichen Staaten wie S. Paulo, Minas, Bahia haben sich ansehnliche Vogenbauten errichtet mit Kuppeln, Türmen und Säulen in dem herkömmlichen Ausstellungs-Stuckaturstil. Ge-spannt war ich auf den Holzpavillon von S. Catharina, der es in solcher Umgebung nicht leicht haben konnte, sich zur Geltung zu bringen. Man muß dem Catharinenfer Ausstellungs-Kommissar Dr. Debon Regis, unserem werten Freunde, es hoch anerkennen, daß er für den in seinem Aeußern bescheidenen, in seiner Zu-sammensetzung aus über 300 Holzarten sehr merkwürdigen Bau, eine so gute, ja geradezu fast zentrale Lage zu erreichen gewußt hat. Sehr gut trifft es sich ferner, daß neben dem Cathariner Holzhaus die ebenfalls als einfacher, aber geschmackvoller Holz-bau hergestellte Ausstellungshalle der Firma Stolz sich befindet. Ein Blick auf einen schräg gegenüber sich befindlichen dritten Holzpavillon mit reicher Schnitz- und Drechslerarbeit bringt zum Bewußtsein, daß der Pavillon von S. Catharina mit seinen fast nur am Giebel in einfachen Formen auftretenden Verzierungen doch ziemlich nüchtern gehalten ist. Die Ideen der Verwendung der verschiedenen Hölzer ist überaus glücklich, aber sie bietet für das Auge wenig. Ein Gebäude in ausgeprägtem Holzstil, etwa als altgermanische Halle, als Schweizerhaus, oder mittelalterlich-niedersächsisches städtisches Haus hätte das Besondere seiner Er-scheinung in den umgebenden Stein- und Stuckbauten in einer für alle Beschauer reizvollen Weise zum Ausdruck gebracht. Vielleicht hätte es dann aber wieder eine Aufregung über den Alle-mannismus des Südens gegeben, der sich selbst in die Ausstellung der Hauptstadt eindrängte. Darum wollen wir uns des Hauses freuen, wie es dasteht; es wird bei seiner günstigen Lage auch die Ausstellungsgegenstände der Hansa zur Anerken-nung bringen; die vorzüglichsten Karten der Kolonie, welche Herr Deede zeichnete, und den schon bekannt gewordenen Hansa-Käse.

(Schluß folgt.)

Ueber Maisbau in Santa Catharina.

(Fortsetzung.)

Bevor wir von der eigentlichen, mechanischen Vorbereitung des Pflanzlandes für die Ausaat des Maises sprechen, ist es notwendig, die Qualität des in Betracht kommenden Bodens mit einigen Worten zu berühren. Wie uns genügend bekannt, ist

es an sich schon ein gewaltiger Unterschied, ob man in der glück-lichen Lage ist, seinen Mais auf Flußland pflanzen zu können, oder ob einem nur Bergland zur Verfügung steht, aber, abge-sehen davon, daß man in ersterem Falle mit ziemlicher Sicherheit auf einen weit höheren Ertrag rechnen darf (Ausnahmen kommen nur in vereinzelten Fällen vor), gestaltet sich naturgemäß auch das Vorbereitungs-Verfahren auf Bergland anders, als auf Flußland. Der Schwemmboden, wie wir ihn hier z. B. am Humboldt finden, gestattet eine Reihe von Jahren hintereinander, ohne Wechsel- bzw. Ropoeira-Wirtschaft, Mais mit stets fast gleichem Erfolg zu bauen. Ganz anders das meist recht humus-arme, lehmhaltige, oder steinige Höhenland. Dieses gibt im Allgemeinen nur als frische Roga einen guten, oder doch be-friedigenden Mais, dann wohl noch Tajás, die man gewöhnlich gleich zwischen den Mais pflanzt, und schließlich als letzte Frucht 1—2mal Cipim. Hierauf ist es notwendig, den Boden einige Jahre Ruhe zu gönnen, d. h. Capoeira wachsen zu lassen. Nach 4—5 Jahren etwa wird dann das Land wieder soviel Nähr-stoffe gesammelt haben, um im Verein mit dem durch Brennen, bzw. Faulen der geschlagenen Capoeira erzeugten Dung wieder eine leidliche Maisernte zu gewährleisten. Bei einer ferneren Benutzung eines solchen Ackerstückes muß man, falls man es nicht vorzieht, es zu Weide zu machen, die Capoeira schon älter werden lassen, um nochmals ohne animalischen Dünger Mais mit einigem Vorteil zu bauen, es sei denn, daß man es zu Pflugland umwandelt. — Viel einfacher gestaltet sich die Vor-arbeit auf dem an Nährstoffen oft überreichen Flußland. Hier genügt es, wenn man unmittelbar vor dem Pflanzen, möglichst bei trockner Witterung, sorgfältig lapint und dabei darauf achtet, die Wurzelsköde und Wurzeln der vielen in dem humusreichen Boden besonders stark wuchernden Unkrautarten zu entfernen. Im übrigen darf man sich auf gutem Flußland getrost etwas Raubbau gestatten, d. h. eine Reihe von Jahren ohne Unter-brechung Mais bauen, da ja meist von Zeit zu Zeit durch die Ablagerungen der Hochwässer zu dem noch vorhandenen neue Mengen Humus hinzukommen und so immer wieder Ersatz für die aufgebrauchten Nährstoffe geboten wird. Auf Flußland empfiehlt es sich auf alle Fälle, so bald es nur irgend tunlich, den Pflug zur Hand zu nehmen, um dadurch den Boden gleich-mäßig durchzuarbeiten und die Zersetzung zu fördern. Nur bei solchen Flußland, welches schon bei geringem Hochwasser über-schwemmt zu werden pflegt, ist das Pflügen zu unterlassen, weil man durch das damit verbundene Lockern des Bodens Ge-fahr läuft, die obere Muttererde durch Wegspülen einzubüßen. — Selbstredend ist die Schaffung von Pflugland auf bergigem, nicht allzusteinigem Boden ebenso notwendig, weil dort die meist sehr feste, bindige Erde noch mehr der direkten Einwirkung von Licht und Luft bedarf, wodurch die Fruchtbarkeit wesentlich erhöht wird; außerdem kann die Kulturpflanze auf gestügtem Lande leichter mit seinen Wurzeln in tiefere Schichten eindringen und sich die dort noch vorhandenen Nährstoffe nutzbar machen, die sie sonst nicht erreichen würde.

Das wären so mit kurzen Worten die Hauptmomente bei der Verbreitung des Pflanzlandes, soweit sie wenigstens für die hiesigen Verhältnisse erfahrungsgemäßig in Betracht kommen.

Was nun die verschiedenen Mais-Sorten anbelangt, mit denen man hier bereits umfangreiche Versuche gemacht hat, so sind es der Hauptsache nach vier, die wir besonders her-vorheben wollen. Ursprünglich baute man in der Hansa den gewöhnlichen, ziemlich kleinkörnigen, goldgelben Mais, der an und für sich nicht eben schlecht ist, aber immerhin der Körnerertrag doch zu wünschen läßt. Dann versuchten manche den São Ven-to'er weißen Mais, der auf Flußland sehr schöne, volle Kolben gab, auf minderwertigerem Boden aber recht wenig befriedigte und zudem noch von Ungeziefertrax enorm zu leiden hatte. — Vor einigen Jahren wurde, wenn wir nicht irren, durch untern Landwirtschafts-Berein der sogenannte Pferdezahl-Mais, und zwar der rote, eingeführt, der anfangs großen Beifall fand, denn er gab bei verhältnismäßig schwachen Spindeln außerordentlich lange, schwere Körner und somit einen weit höheren Ertrag, als die andern bekannten Arten, doch erwies er sich als dieb-schalliger und wurde, wie der weiße, außerordentlich von Käfern dezimiert. Eine vierte, und wohl die empfehlenswerteste Sorte ist der auffallend breitkörmige gelbe Blumenauer-Mais, der an Ertrag allen andern übertrifft und Kolben von ganz erstaunlichen Dimensionen gibt. Hier und da pflanzte man in den letzten Jahren eine Sorte Frühmais, der sich außer seiner auffallenden Frühreife durch weit zahlreichere Kolben auszeichnen sollte. Weibes war tatsächlich der Fall, 4—5 Kolben an einer Stau-de waren nicht seltenes, doch blieben diese so klein, daß dabei nichts herauskam und man ihn bald wieder fallen ließ. Da noch andere erprobte Mais-Arten in größerem Umfange gebo-

werden, entzieht sich unserer Kenntnis. Sollten anderswo noch andere Abarten mit wirklich nennenswerten Vorteil erprobt worden sein, so bitten wir dies im allgemeinen Interesse bekannt zu geben und so zur Förderung unserer Landwirtschaft beitragen zu helfen.

Hellmann.

Vom Weinbau.

Von Th. Meisenbach.
(Fortsetzung)

Anlage des Weingartens.

Zu Szegreen nimmt man nur gesunde von jungen tragbaren Stöcken und schneidet sie ungefähr 45 cm lang. Als gesund sind solche Reben anzusehen welche keinerlei Narben oder andere Verletzungen an der Oberfläche aufweisen und überhaupt ein frisches Aussehen haben. Wurzelreben d. h. solche Reben welche ein Jahr zuvor in die Erde eingegraben wurden und schon Wurzeln getrieben haben sind besser, dann man von denselben früher einen Ertrag hat. Bei gewöhnlichen Schnittlingen dauert es 3 Jahre bis sie zum vollen Ertrag kommen. Auf 1 Hektar rechnet man 8000 Stöcke. Jeder Stock erhält einen Pfahl. In den ersten Jahren muß das Nebland stets sorgfältig von Unkraut, Ungeziefer namentlich den Schlepperameisen reingehalten werden, damit sich die jungen Triebe kräftig und stark entwickeln können.

Der Rebschnitt.

Eine der wichtigsten Arbeiten beim Weinbau ist das Beschneiden der Rebhölzer. Im ersten Frühjahr nach dem Pflanzen sind die Reben noch schwach, und haben auch noch wenig oder gar keine Fruchttaugen. Man schneidet sie am Boden ab. Um so besser entwickelt sich dann der Kopf und um so stärkere Fruchttaugen gibt es für das nächste Jahr. Es ist falsch die ersten Triebe gleich im ersten Jahre aufzubinden um Trauben zu ziehen. Man wird enttäuscht sein, denn es gibt nur ganz kleine Traubchen die nicht einmal recht ausreifen. Dagegen werden im zweiten Jahre die Reben schon eine solche Stärke haben, daß man einen sogenannten Schnitt oder Zapfen von $\frac{1}{2}$ —1 m Länge stehen lassen kann. Bei recht kräftigen Stöcken kann man sogar 2—3 stehen lassen. Beim Beschneiden, was jetzt geschehen muß, wird rund um die Stöcke sauber aufgeräumt, namentlich alles Unkraut entfernt, das man genau den Kopf sieht. Alle Triebe rund herum sind wegzuschneiden ebenso die Luftwurzeln, nur diejenigen Reben die man hochziehen will stehen gelassen. Des üppigen Wachstums wegen wie es hier der Fall ist macht man am besten höhere Gerüste um die Fruchttaugen daran zu ziehen und mit Bast festzubinden. Drüben wird jede Rebe an einem Pfahl hochgebunden, oder auch die Rebe vorher gebogen und dann an dem Pfahl befestigt. In diesem Falle sitzen die Trauben rund um den Bogen herum. Je älter der Weinstock wird, desto sorgfältiger muß beim Schnitt verfahren werden. Viele meinen wenn sie recht viele Reben stehen lassen, so werden sie recht viele bekommen. Im Gegenteil. Nicht viel Holz, und einen wahren Wald von Trieben und Ranken werden sie bekommen und die Trauben werden schlecht und ungleich reifen. Mit aus Württemberg eingeführten Rebsorten habe ich schlechte Erfahrungen gemacht. Verschiedene Sorten wie Trollinger, Spätbaur, Elbling, Gutedel, Rißling sind alle erst gut gewachsen, aber nachher ausgeblieben, auch teils von Ameisen vertilgt worden. Dagegen hat sich die Isabella-Sorte gut bewährt.

Ueber Weinernte und Weinbehandlung werde ich in einem späteren Artikel berichten.

Eine Hochlands-Fazenda (Farm).

Von P. Stieren—Palmenhof.

Es ist für den Urwaldsbewohner hier in der Gansä von eigenem Interesse, die völlig anders gearteten Verhältnisse und Lebensbedingungen auf dem Kamp, die Wirtschaftsweise einer Vieh-Fazenda, als Quelle unseres Schlachtvieh- und Pferde-Erfolges in Vergleich zu ziehen.

Fazenda R., etwa 12 km von Curitiba, wo ich während eines viermonatlichen Aufenthalts Gelegenheit hatte, die Wirtschaftsweise einer Fazenda einigermaßen kennen zu lernen, ist eine Quadrat-Legua groß. Die Legua = 6600 m; die Quadratlegua = 4356 Hektar = 43 $\frac{1}{2}$ Quadratkilometer. Davon sind $\frac{3}{4}$ teils reiner, teils mit Bienenstrauch (vassoura) bedeckter Kamp, $\frac{1}{4}$ ist lichter Wald, sog. capões mit vorherrschend Pinienbestand. Das Gelände ist leicht hügelig. Das Vieh steht im Sommer des Ungeziefers wegen mehr auf dem freien Kamp, im Winter in der capões, die teilweise grammadas sind, d. h. grammada, der in der Kolonie verbreiteten Grasart mit

kriechenden Ranken, bewachsen sind und gute Weide für den Winter bieten, während das Kampgras um diese Zeit vertrocknet oder abgefroren ist. Der Viehbestand auf der Fazenda, Rindvieh, Pferde, Maulesel schwankt zwischen 500—700 Stück, die in verschiedenen manadas (Herden) auf bestimmten Teilen des weiten Kampes von einander getrennt gehalten werden. Da ist:

1. Die Pferdezuht = manada, 1 Hengst mit 20 Stuten und den Fohlen.
2. Die Maulesel-(mula)-Zucht = manada, 1 Stelhengst mit 20 Stuten und den Fohlen.
3. Die cavallos, Reitpferde, ca. 20 Stück.
4. Die tropa, ca. 20 Mullen, die als Transporttiere dienen, mit einer madrinha, Zeitslute.
5. Zweijährige Mullen- und Pferdefohlen, sogenannte potras und protaneas, ca. 40 Stück.

An Rindvieh:

1. Das Milchvieh, ca. 40. Stück mit 2 Bullen, einer davon Zebumetize, und mit den Saugfälsbern, die bis zum nächsten Kalben mit der Mutter gehen und saugen, also meist länger als ein Jahr.
2. Die Rinder mit mehreren Bullen.
3. Drei- und vierjährige Ochsen und anderes Verkaufsvieh, eine stets wechselnde Zahl von 300—400 Stück. Hier von ist nur der kleinste Teil selbst gezogen; die meisten werden als zweijährige Stiere von großen Fazendas hinter Campos Novos und weiter im Innern für 30—40 \$ das Stück aufgekauft, sie werden bald nach dem Eintreffen in den Mangueira (Laufstall) geworfen, kastriert (geklopft), geschoren und gebrannt. Nach $1\frac{1}{2}$ bis 2 Jahren werden sie um den doppelten Preis und mehr nach Blumenau, Itajahy und Joinville als Schlachtvieh verkauft.

Ebenso werden auch vielfach tropas (Truppen) von Pferden und Mullen, die aus der Vaccaria oder noch weiter aus Rio Grande kommen, zu abgetriebenen sind, um den Markt nach Blumenau zu wagen oder wegen schlechter Preisverhältnisse zurückgehalten, werden, aufgekauft und später in den Kolonien heruntergetrieben, wenn sie nicht schon vorher meist von den deutschen Händlern abgeholt wurden. Es wechselt der Bestand an Rindvieh und Pferden beständig, sodaß die Fazenda ebensosehr eine Handels- als eine Zuchtfarm ist, wozu sie ihre Lage auf der Grenze zwischen Kamp und Kolonie befähigt.

Außer dem Großvieh laufen noch ca. 60 Schweine, Halb-Makao, in den capões, die nur zum eigenen Verbrauch gehalten und zum Schlachten ca. 4 Wochen auf Mast gesetzt werden, wozu ein kleiner Schweinestall mit 2 Buchten vorhanden ist. Gemästet wird Mats, Milch und Wolken.

Die Hühnerzucht mit über 100 Leghühnern gibt einen ansehnlichen Ertrag von Eiern, dessen Uberschuß über den Verbrauch in der Villa Curitiba abgesetzt wird.

(Schluß folgt.)

Vertliches und Persönliches.

Auf die im hinteren Sella befindliche früher Hafner'sche Kolonie ist Herr Hedler, ein alter Kolonist, Anfang September aufgezogen. Herr Hedler hat die Absicht auf derselben ein Dampfzägerwerk zu errichten. Damit wäre einem längst gefühlten Bedürfnis unter den hiesigen Kolonisten abgeholfen, da derzeit die Entfernung zur Sägemühle noch eine sehr große ist.

Die Herren Greppler und Kiebesam, welche vor einiger Zeit nach Sao Paulo reisten um sich die dortigen Kolonien anzusehen, kehrten am Sonnabend nach der Gansa zurück mit dem Entschlusse, doch lieber hier zu bleiben.

Dem Bruder unseres Kolonie-Direktors, Herrn Julius Mörsch, Präsident des Deutsch-Amerikanischen Centralbundes von Minnesota in St. Paul, Nordamerika, hat der deutsche Kaiser in Anerkennung seiner Verdienste um die Erhaltung und Förderung des Deutschtums den Kronenorden 4. Klasse verliehen.

Ein sprungfähiger Ober,

sonwie

ein trüchtiges Mutterchwein

Kreuzung Berkshire-Rasseneber und Macao-Schwein

verkauft

Friedrich Eberspächer, Württemberger Hof.